



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Des Hauptmanns schwerste Stunde.

Des Hauptmanns schwerste Stunde.

Ein Frühlingsgewitter ging über die Stadt nieder. Ein Offizier drückte die Lur des nächsten Kaffeehauses auf, trat ein, und bestellte eine Tasse Kaffee.

Während er, nachdenklich und ernst vor sich hinstehend, trank, tippte ihm ein Bekannter auf die Schulter. „Doch noch hier, Herr Hauptmann?“

„Leider! Der Sanitätsrat läßt mich nicht frei, obwohl ich mich bereits ganz wohl fühle. Ende der Woche kenne ich aus, mag er sagen, was er will. Brauch' wieder Pulverluft, Anregung und das Empfinden, zu etwas nütze zu sein. Nicht bloß zu essen, zu trinken, zu schlafen und durch den Tag zu schleichen wie ein Faultier.“

Der andere, ein Weißbärtiger, sah ihn scharf an. „Wenn ich aufrichtig sein soll, der Sanitätsrat hat recht. Sie kommen mir heute viel blässer vor als leghin.“

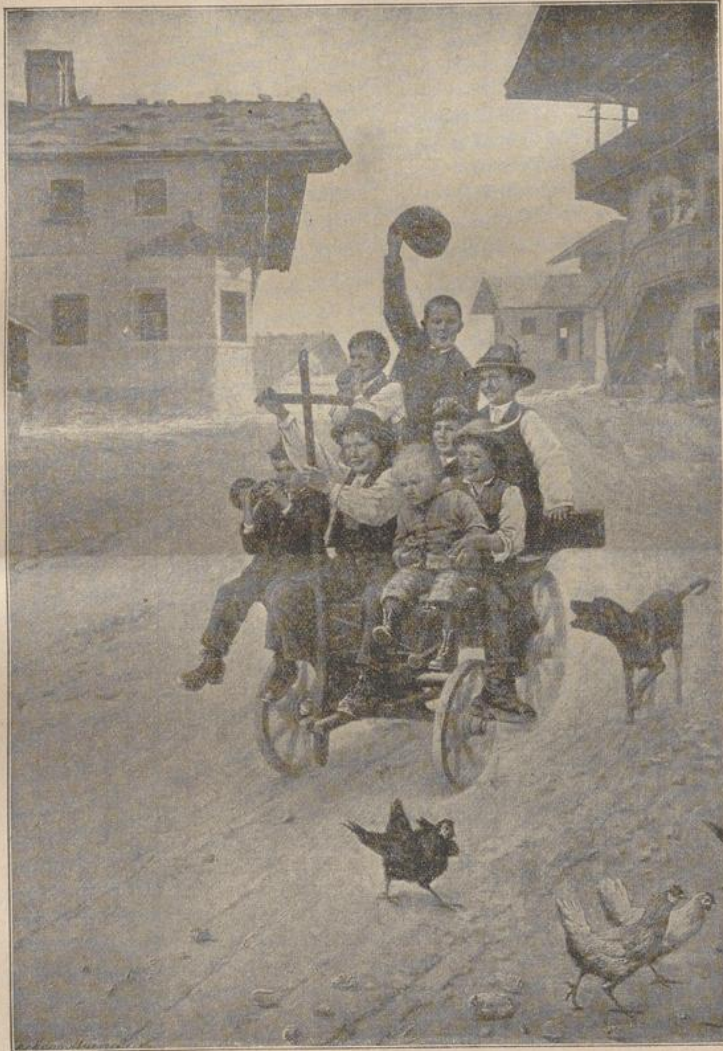
Um den Mund des Offiziers lief ein Zucken. „Glaub' ich!“ marmelte er. Und sie gerieten ins Gespräch: die politische Lage — der Stand des Krieges — das Leben an der Front — über etwas anderes redet man zurzeit kaum.

„Sagen Sie mal, wann war so eigentlich Ihre schwerste Stunde im Kriege draußen? Ich meine, bei welcher Gelegenheit und in welcher Situation spürten Sie am heftigsten das lebhafteste Bewußtsein: es ist fürchtbar?“

Der Hauptmann nahm das Wasserglas und leerte es mit dumpfigem Zuge. „Die schwerste Stunde — den schwersten Gang habe ich unmittelbar vor mir,“ antwortete er langsam. „Seitdem mir wohler ist, habe ich mich im Kriegsministerium zu kleinen Dienstleistungen gemeldet. Es gibt da mancherlei, was mit feineren Händen angefaßt werden muß. Ich erhielt kürzlich den Auftrag, zu einer Witwe zu gehen und ihr schonend mitzuteilen, daß ihr sechster Sohn auf dem Felde der Ehre gefallen ist. Es ist eine einfache Frau, verblichen, in den Augen alle Lebenskraft ausgelöscht. Reichtum hat sie nicht; die Söhne nützen sie im Frieden unterstützt haben. Sie nahm die Nachricht mit erhabener Fassung auf, obgleich ihr der Schmerz das Herz sichtlich zusammenpreßte und sie an sich schon ganz gedrückt war. Keine Szene, kein Gemahne. Sie bewahrte ihre Haltung in meiner Gegenwart, als wäre sie von edelster Bildung und nicht eine Frau aus dem Volke. „Stolz war ich, mein Herr,“ begann sie, „dem Vaterlande sieben Söhne zur Verteidigung geben zu können! So stolz, als sie auszogen, so kräftig und stark, mutig und begeistert! O, so stolz, obgleich ich mir mit Qual gestand: diesen oder jenen seh' ich wohl nie mehr wieder! — Sechs sind nun schon tot — sechs haben für Deutschland Blut und Leben ge-

lassen. Ich bin darauf stolz, so weh mir's innen tut. Nun hab ich noch einen draußen! Einen! Einen einzigen!“

Ihre Stimme verhauchte, ihr verloschener Blick ging ins Weite. Und dann sah ich ein Glämmchen darin aufblitzen. „Herr,“ sprach sie belebter und mit einer zarten, schüchternen Vertraulichkeit, „eine Mutter hat ihre Kinder alle gern, an allen hängt sie. Doch eines oder das andere steht ihrem Herzen näher. Aus irgend einem Grund. Weil das Kind sie mehr als die anderen brauchte,



Stichhotel, Berlin 68.

Ohne Dampf.

H. Krehnau.

oder weil sein Wesen dem mütterlichen ähnlicher ist als das der übrigen. Jede Mutter hat einen Liebling. Mein Liebling ist der einzige, der noch im Felde weilt. Wenn er mir bleibt — wenn er wiederkommt, wenn auch als Krüppel, es soll alles recht sein. Nicht klagen will ich — gar nicht klagen — wenn er wiederkommt! Wenn nicht . . .“ Sie verstummte, und der Ton dieses „wenn nicht“, der Ausdruck der lebensmatten Augen jagten mir ein Schauern durch den Körper.“

Der Hauptmann schwieg eine Weile. „Das war vor

zehn Tagen — zu dieser Frau muß ich jetzt wieder hin und ihr beibringen, daß ihr siebter und letzter Sohn in einem Lazarett an einer Wunde gestorben ist. — Was mir draußen auch an Schrecken begegnete, ich war in gewissem Sinne gewappnet, ich war eingestellt auf Außergewöhnliches; ich zog aus mit dem Wunsch und Wissen, Außergewöhnliches zu erleben, und war nicht so leicht zu überwältigen. Auch ist Furchtbarstes in der Zeit des Geschehens oft etwas so selbstverständliches, daß man die Erkenntnis des Furchtbaren eben gar nicht hat. Die kommt meist später. In anderen Fällen wiederum fehlt jede Zeit, um das Bewußtsein des Schrecklichen voll aufzunehmen. Es heißt handeln. Ich meine, dieser alten tapferen Frau sagen zu müssen: „Deine letzte Hoffnung ist dahin, dein letztes, dein liebstes Kind ist tot —“ das wird mir schwerer halten, als das Aushalten im Granatfeuer oder etwas anderes Furchtlicheres in diesem furchterlichen Kriege.“

Es war still am Tische. Der Hauptmann zahlte und erhob sich. Sein Gegenüber drückte ihm die Hand, und fest und lange blickten ihn seine warmen Augen an, feucht vor Rührung.

Eine kleine, aber tatkräftige Wohltäterin.

Eines Tages zwischen Weihnachten und Neujahr kniete in seiner Pfarrkirche ein ehrwürdiger Geistlicher auf seiner Kniebank und betete sein Brevier. Nicht weit davon, seitwärts von seinem Bestuhle, hinter der Kommunionbank, stand auf einem Seitenaltare eine schöne, künstlich gearbeitete Krippe. Zahlreiche Kerzen brannten rings um die Krippe und erhöhten den erhebenden, anheimelnden Reiz, der über dem ganzen frommen Werke ausgebreitet lag. Dazu die Dämmernacht der Kirche in den Gängen und Gewölben und das unge störte heilige Schweigen — eine selige Stunde der Andacht und des christlichen Friedens!

Jetzt knarrte vorn unter dem Glockenturm die große Eingangstüre und mit leichtem, bescheidenen Tritt kam durch die Schatten des Langschiffes ein etwa achtjähriges Mädchen. Der Geistliche kannte es wohl; es war ein gutes, braves Kind aus einer frommen und mit Glücksgütern reich gesegneten Familie.

Der Geistliche hatte sein Breviergebet soeben beendet. Das Kind hatte ihn nicht bemerkt und er hielt sich stille, um zu sehen, was die kleine Kirchenbesucherin wohl anfangen werde. Mit leisem, vorsichtigen Schritt näherte sich das Kind der Kommunionbank, kniete nieder, faltete die Händchen und blickte unverwandt mit ernstem Gesichtlein auf das herzige Jesuskind hin, das auf dem Seitenaltare so ärmlich gebettet in der Krippe ruhte.

Der Geistliche konnte von der Seite aus sehr wohl das Antlitz der Kleinen beobachten. Heilige Andacht ruhte darauf und siehe da, jetzt quollen sogar die hellen Tränen aus den sanften blauen Augen und perlten im schimmernden Lauf über die rosigen Wangen.

Der Geistliche fühlte sich ganz eigen ergriffen; er verließ seine Kniebank, trat langsam, um das Kind nicht zu erschrecken, gegen die Kommunionbank hin, legte sanft die Hand auf die Schulter des Mädchens und fragte: „Warum weinst du denn? Tut dir etwas weh?“

Das Kind blickte mit seinen feuchten Augen ruhig auf. „Nein, mir nicht, Hochwürden; aber es tut mir so sehr leid, daß das liebe Jesuskind in kalter Winternacht

auf so hartem Lager in der Krippe daliegen mußte und nur mit armen Windeln bekleidet war, und doch niemand ihm ein warmes Kleidchen oder Bettchen brachte.“

„Nun, liebes Kind,“ sprach der Geistliche lächelnd, „das ist recht, darüber sollen wir billig weinen; du, mein Kind, würdest gewiß sogleich die Mutter gebeten haben, dem lieben Jesuskind dein bestes Kleid und warme Bedeckung bringen zu dürfen?“

„Gewiß!“ rief das Mädchen, „das würde ich mit Freuden getan haben, und die Mutter würde es mir auch erlaubt haben.“

„Das ist sicher,“ bekräftigte der Geistliche; „deine Mutter würde dir das mit Freuden erlaubt haben. Aber nun hör' einmal, gutes Kind; hast du es noch nicht gehört, was das liebe Jesuskind gesagt hat, als es herangewaschen war und dann öffentlich vor aller Welt auftrat zu predigen und zu lehren? Da hat es gesagt: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Und siehst du, vor einer Stunde war ich bei einer armen Frau, die krank darniederliegt. Sie hat lange nichts mehr verdienen können; ihr einziges Söhnchen — du kennst ihn ja, den kleinen blassen Joseph — hatte nur ein so armeliges Röckchen an; und sein Bettchen — denke dir, ich sah es — es besteht aus einem Strohsack und einer ganz dünnen Decke; und doch ist's jetzt so kalter Winter! Kohlen für den Ofen fehlen auch; ich sah es dem armen Büblein an, wie es fror. Nun geh zu deiner Mutter und erzähle ihr alles das und bitte sie, sie möchte dir ein warmes Röckchen von deinem Brüderchen und ein warmes Bettzeug und etwas Geld zu Kohlen geben. Sie tut das gewiß, und dann lauf schnell zum armen Joseph, und bring's ihm und seiner kranken Mutter. Denke dir, die armen Leute werden sich herzlich freuen! Und das Jesuskind wird sich erst recht und nicht weniger freuen, als wenn du ihm in der Krippe zu Bethlehem das warme Röckchen und Bettlein hättest bringen können.“

Das Mädchen sah den Geistlichen mit verklärten Augen an, und kaum hatte er ausgerebet, so eilte es in voller Freude — und fast zu schnell für den heiligen Ort — davon und ließ den ehrwürdigen Berater in einer seltsam gehobenen Stimmung allein bei der Krippe zurück.

Der Geistliche war doch auch neugierig, wie die Kleine mit ihrem Vorhaben zu Stande gekommen sei, und sobald es am folgenden Tage seine Zeit erlaubte, begab er sich zu der kranken Frau, der er ohnedies einen Besuch sicher in Aussicht gestellt hatte.

Der freudestrahlende Blick der alten Frau sagte ihm schon im voraus, was sie ihm nun mitteilte.

Am vorigen Abend war die kleine Wohltäterin mit der Magd ihres Hauses in ihre arme Hütte getreten und hatte in einem großen Korbe einen warmen Winteranzug und Bettzeug für ihren kleinen Joseph und einige Geschenke, und überdies ein reichliches Almosen gebracht. Zugleich hatte ihr die liebe Kleine mit Freuden gesagt, von jetzt an werde ihr die Mutter täglich, so lang sie krank wäre, etwas Stärkendes zum Essen schicken.

So hatte sie ihre Bitte tapfer bei der Mutter vorgebracht und war wohl gleich erhört worden; denn wo schon das Kind so barmherzig denkt, da hat ihm gewiß die Mutter in der Übung der christlichen Barmherzigkeit schon oft gute Beispiele gegeben.